Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 21

Artikel: Die Wirtshausreform : warum sie nötig ist [Schluss]

Autor: Keller, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636611

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pferde, von denen das eine „hüst" und das andere „hott" zieht — kein Wunder, wenn der Fuhrmann gelegentlich wetterte und mit der Peitsche knallte! . . . .

Von den hier beigegebenen Bildern, die uns bernisches Kellerwirtschaftsleben am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellen, verdanken wir die beiden ersten der gefl. Mitteilung von Herrn Prof. Türler, dessen Hilfe wir uns auch sonst in diesem Aufsatze erfreuten. Dem bernischen Kunstmuseum, der Landesbibliothek und der Inhaberin des rühmlich bekannten „Klötzlikellers" sei für Ueberlassung der betreffenden Bilder zur Reproduktion der beste Dank ausgesprochen. — Auf dem ältesten Bilde sehen wir den sogenannten „Meyen", d. i. ein Tannbüschlein, ein Besen von Tannreisern („Tanngrotz"), ausgesteckt, während die andern Keller mit einem fast tavernenartigen, wohl hölzernen Schilde (Stern im Kreisrund, anderswo Tafel mit Rebzweig) dem Durstigen winken. Diese Ausschenk-Zeichen waren an Stangen angebracht, welche schräg aufwärts oder in leicht gehobener Horizontale herausstanden. Noch heute sieht man bei vielen Häusern der Stadt Bern an den Seitenflächen der Bogenpfeiler eiserne Ringe oder Haken, von denen der innere etwas tiefer liegt; dadurch waren seinerzeit die Stangen gestoßen, oder sie wurden bequem darein gelegt. Wo immer man in Bern neben einem Kellerhals zwei solcher korrespondierender Ringe oder Haken an der Pfeilerwand sieht, da ist sicher früher einmal eine Kellerwirtschaft gewesen. An einigen Lauben sehen wir auch nur noch einen einzigen Haken, der andere wird im Laufe der Jahrzehnte abgebrochen oder als hinderlich abgeschlagen worden sein. — Auf den zwei Bidern in der heutigen Nummer finden wir vor den Kellereingängen die damalige Volkssitte dargestellt, daß Bauernbursche ihren Mädchen die Schürze lösten, um sie zum Eintritt in das Wirtshaus, hier zum Abstieg in den Weinkeller, zu veranlassen, was man im Kanton Bern die „Kellerschryßeten" nannte. — Wie es die Lauben noch heute sind, so waren auch wenigstens für das alte Bern diese Ausschenk-Keller, die in ihrem Bau so sehr durch jene bedingt sind, mit ihnen ein besonderes Merkmal der Stadt und finden sich, wie jene, in dieser ihrer Anzahl wohl nirgends sonst. (Schluß folgt.)

Die Wirtshausreform: Warum sie nötig ist.

Von Paul Keller, Pfarrer in Zürich. (Schluß)

Aber wie frei werden von diesen Nöten? Es gab eine Zeit, sie liegt etwa 30 Jahre zurück, da wurde die Losung ausgegeben: Heraus aus dem Wirtshause! Die ältere Abstinenzbewegung, die ja die ganze Alkoholfrage rein individualistisch anfaßte, hat auch im Blick aufs Wirtshaus sozusagen von Mann zu Mann geredet: Komm, laß das Wirtshaus, dann bist du der Versuchung entrückt und mit der geringern Zahl der Trinker wird auch **die** Zahl der Schankstätten sich vermindern! Das war herzlich gut gemeint, hat auch manchem aus der Trunksucht herausgeholfen, zumal man sich seiner annahm mit jenem brüderlichen, ich möchte fast sagen seelsorgerlichen Eifer, der jene Periode auszeichnete. Aber für das Ganze war damit wenig erreicht, konnte nicht viel erreicht werden, denn diese Methode übersah die sozialen Faktoren: Die in den modernen Verkehrs-, Erwerbs- und Geselligkeitsbedürfnissen begründete Unentbehrlichkeit des Wirtshauses, die gewaltige Macht der Trinksitte, die durch den Fortbestand des Alkoholwirtshauses auch weiter Nahrung fand, und die nicht weniger gewaltige Macht des Alkoholkapitals, das dieser Kleinarbeit der Trinkerretter spottete.

Aus diesen Gründen hat die neuere Zeit die Losung: „Heraus aus dem Wirtshaus!" zwar nicht fallen lassen — sie hält sie dem einzenen Trinker und hält sie dem entarteten Wirtshaus gegenüber immer noch aufrecht —, aber sie ergänzt das „Heraus aus dem Wirtshaus!" durch das „Heraus mit dem Wirtshaus!" und stellt damit dem Ruf nach der Sittenreform den Ruf nach der Wirtshausreform zur Seite. Oder besser gesagt: sie will die Reform des Wirtshauses, weil sie klar erkennt, erst durch eine Umwandlung des Wirtshauses ist auch eine Umwandlung der Trinksitte zu erreichen. Wenn wir aber gefragt werden: „Aus was heraus soll denn das Wirtshaus gelöst werden?" so antworten wir: Aus der doppelten Verstrickung mit dem Alkoholismus und dem privaten Kapitalinteresse, die ihm beide so gefährlich geworden sind und es zu einer Gefahr für das Volkswohl machen. Wir möchten eine neue Art von Wirtshaus, vorerst neben und je länger je mehr an Stelle des alten setzen: ein Wirtshaus, das, indem es grundsätzlich und unerbittlich auf den Ausschank alkoholischer Getränke verzichtet, keine gesundheitliche und sittliche Gefährdung mehr bietet, weder für diejenigen, welche darin bedienen, noch für diejenigen, die sich darin bedienen lassen; ein Wirtshaus, das, indem es der Trinksitte keinen Raum mehr gönnt, beides aufhebt, die entwürdigende Trinkgewohnheit, wie auch die gewaltigen Schadenwirkungen, die aus ihr entspringen; ein Wirtshaus, das, indem es sich der Privatspekulation entzieht und sich bewußterweise auf den Boden der Gemeinnützigkeit stellt, unserem Volke Heime bietet, darin es gesunde Erquickung und reine Erholung finden kann.

Ein solches Unterfangen ist sicherlich etwas Großes, der Teilnahme und der Arbeit der Besten wert. Es ist aber auch etwas Kühnes, weil es in Gegensatz tritt zu tief eingewurzelten, jahrhundertealten Gewohnheiten und ungeheueren Geldinteressen. Jedenfalls kann es nicht durchgeführt werden von heut auf morgen, sondern nur langsam, mühsam, Schritt für Schritt. Und es kann überhaupt nicht durchgeführt werden, wenn es nicht weitreichende Unterstützung findet. Alle Sozialgesinnten, alle, die es wirklich gut meinen mit unserem Volke, den gegenwärtigen und den künftigen Geschlechtern, sollten sich dazu verbünden. Ich wüßte kaum einen Zweig der Sozialreform, wo Arbeit so dringlich und so dankbar ist, wie hier, weil das gebundene und entartete Wirtshaus dem Wohl der Einzelnen, der Familien, des Volkes täglich neue Wunden schlägt, während das befreite und gereinigte jeden Tag an diesem Wohle baut. Vor allem aber bedürfen wir der Mithilfe unserer Frauen. Die Frauen sind ja am meisten bei dieser Reformarbeit interessiert, denn wie niemand sonst leiden unsere Gattinnen und Mütter unter den Schadenwirkungen des Alkoholwirtshauses. Die Frauen sind aber auch am besten dazu berufen, als die natürlichen Hüterinnen der Sitte, auch der Volkssitte, als die geborenen Pflegerinnen des Hauses, auch jenes Hauses, darin ihre Gatten und Söhne, ihre Töchter und Schwestern ihre Erquickung und Erholung suchen müssen, wenn sie „außer Hauses" sind. Endlich dürfen aber unsere Frauen nicht vergessen, daß es sich hier um eine Pionierarbeit handelt, die auch positiv ihrem Geschlecht zugute kommen wird. Es ist fürwahr eine wohlfeile Art, über die Tausende von Töchtern, die nach der Sitte unseres Landes im Wirtshaus bedienen, verächtlich die Achsel zu zucken: „Kellnerinnen!", aber nicht den kleinen Finger zu rühren, um die Lage dieser Tausende zu verbessern. Die Wirtshausreform wird die Möglichkeit dazu bieten. Sie wird für die neue Bewirtungsart auch eines neuen Bewirtungsstandes bedürfen. Und weil sie auch hierin nicht das Kapitalinteresse, sondern das Gemeinwohl im Auge hat, wird sie auch auf die Heranbildung dieses Personals alle Sorgfalt verwenden. Und ist es so unglaublich, daß,

wenn den Vorsteherinnen und Töchtern unserer künftigen Volksheime dieselbe berufliche Schulung, dieselbe soziale Fürsorge, derselbe sittliche Schutz, dieselbe achtungsvolle Behandlung zuteil wird, wie sich ihrer heute beispielsweise bereits das Pflegepersonal unserer Krankenanstalten erfreut, ist es so unglaublich, daß dann auch der Bewirtungsberuf nicht minder ehrenwert und begehrenswert dastehen wird als Krankendienst und Anstaltsdienst und daß es nicht mehr die Angst einer Mutter sein wird, eine Tochter in diesen Beruf hineintreten zu sehen oder eine Schwiegertochter daraus zu empfangen?

So reiht sich auf dem Felde der Wirtshausreform eine große und schwere, aber auch eine schöne und segensreiche Aufgabe an die andere und es ist zu verstehen, wenn ein führender Mann unseres Landes von dieser Arbeit als von einer „Kulturarbeit allerersten Ranges" spricht. Das beste aber ist, daß es sich hiebei heute nicht mehr bloß um Sehnsüchte, Forderungen, Programme handelt, sondern daß — ich sage es mit Stolz und Dank — von Frauen, und zwar von Schweizerfrauen, bereits der Weg gefunden und betreten worden ist, der zum Ziele führt: in der Errichtung der alkoholfreien Restaurants, Volkshäuser und Kurhäuser auf gemeinnütziger Grundlage, wie wir sie heute in fast allen Schweizerstädten und in manchen Schweizerdörfern haben. — „Dein Wille geschehe!" lautet die 3. Bitte des Unservater. Der Wille Gottes ist aber sicher nicht, daß wir in den entsetzlichen Zuständen, wie sie die Trinksitte, das Alkoholwirtshaus und das Alkoholkapital geschaffen haben, verharren, sondern daß wir uns daraus herausarbeiten.

* * * Paul Keller.

Diese Gedanken scheinen unter unserer Frauenwelt Wurzel fassen zu wollen. Bildeten doch alle weiblichen Landes-Organisationen zusammen den (noch von Frau Emma Coradi-Stahl in ihren letzten Lebenswochen angestrebten) „Verband schweizerischer Frauenvereine für alkoholfreie Festwirtwirtschaften", um an der Landesausstellung 1914 in Bern ein Gasthaus zu schaffen, dessen Einrichtung und Führung der bewährte Zürcher Frauenverein übernommen hat. So ist kein Zweifel, daß es in jener, weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannten heimelig hausfraulichen Art geführt werde, die in gleicher Weise besorgt ist für Gesundheit und Wohlbehagen der Gäste als auch für anständige Behandlung und Löhnung der Angestellten, die bekanntlich nicht auf Trinkgelder angewiesen sind. Trotzdem sollen die Preise mäßig sein, soweit die großen Kosten für Einrichtung und Abgaben es nur irgend zulassen. Wer also in des Wortes eigentlichster Bedeutung in Bern bei den Schweizerfrauen zu Gast sein will, der wird ihre Halle im Neufeld, Eingang Länggasse, aufsuchen, wo insbesondere auch die Schweizer Jugend willkommen ist. Mögen die Knaben sehen, daß man Ehrentage des Volkes auch ohne Alkohol feiern kann, die Mädchen, wie ein neuer, segensreicher, echt weiblicher Beruf sich im Reformgasthause auftut.

Dr. H. B.-W., Z.

Aus der Schweizer. Landesausstellung

I. Der Gartenbau.

Das große Ereignis ist vorüber, die Landesausstellung ist eröffnet. Täglich strömen nun Scharen Neugieriger hinaus zu der Wunderstadt, um sich mit Eindrücken vollzusaugen. Daß man da mit einem Tag, mit einer Woche selbst nicht auskommt, um alles zu sehen, das ist die erste Erkenntnis, die der Besucher in sich verarbeiten muß. Bedauernswert derjenige, der durch die Umstände gezwungen ist, an einem einzigen Tag oder gar in wenigen Stunden diese Welt des Interessanten und Schönen in sich aufzunehmen. Dem Bewohner der Stadt und ihrer Umgebung, insbesondere den glücklichen Besitzern von Dauerkarten, wird sich gleich beim ersten Besuch die Frage aufdrängen: wie bewältige ich am leichtesten und fruchtbringendsten diese Fülle von Eindrücken. In der Tat, man tut gut, sich über die Methode klar zu werden, nach denen man seine Besuche einrichten will, wenn man nicht nutzlos sich ermüden und frühzeitig ausstellungsüberdrüssig werden will. Der beste Grundsatz hierbei wird der sein, der für alles geistige Auffassen Gültigkeit hat: Non multa, sed multum, aufs Mal nur wenig, aber dafür gründlich.

Das mag auch unser Leitmotiv sein bei der Beschreibung der Landesausstellung, die wir unsern Lesern versprochen haben. Unser Augenmerk wird sich in erster Linie auf die vorübergehenden Erscheinungen der Ausstellung richten, die immerhin mit dem großen Ganzen zusammenhangen, also auf die temporären Ausstellungen, die mit Recht die Aufmerksamkeit der Besucher in Anspruch nehmen. Solche temporäre Ausstellungen werden naturgemäß in erster Linie von den verschiedenen Gruppen der Urproduktion und der damit zusammenhängenden Industrien veranstaltet: von der Landwirtschaft, der Tierzucht, der Milchwirtschaft, dem Gartenbau und der Lebensmittelindustrie (Konserven). Sie stellen etwas Lebendiges, Werdendes und Gewachsenes aus, sie beleben das Ausstellungsbild und bringen Wechsel in die große Veranstaltung; sie bilden mit den Sport- und Kunstanlässen die Sensationen, ohne die nun einmal ein Schauinstitut nicht auskommen kann.

Die Sensation der ersten Ausstellungswoche war ohne Zweifel die Ausstellung von Frühlingsblumen und Treibhauspflanzen und -Gemüsen in der Halle der Gartenbaugruppe. Sie mag uns Anlaß geben, dem Gartenbau an der Landesausstellung unsern ersten Aufsatz zu widmen. Es kann sich dabei aus Gründen des Platzes nur um einen bescheidenen Hinweis handeln.

Ein Voranstellen des Gartenbaues ist auch aus Billigkeitsgründen am Platze, hat doch diese Gruppe neben denen von Hoch- und Tiefbau, das größte Verdienst um das Zustandekommen der Ausstellung, so wie sie sich jetzt darstellt. Denken wir uns nur all die Anlagen weg, die das nicht überbaute Terrain des Ausstellungsplatzes füllen; denken wir uns den ganzen grünen Schmuck weg, die Raseneinfassungen der Wege, die Bäume und Gesträucher, die Koniferengruppen vor den verschiedensten Gebäuden, aber auch die wundervollen Ziergartenanlagen mit den leuchtenden Farben der Tulpen und der Pensées auf dem Mittelfelde. Was wäre ohne sie die Ausstellung? Ein aufmerksames Auge ermißt leicht die Wirkung, die für das Ganze erwächst aus dem wohltuenden Grün und aus der belebenden Farbenpracht: das Auge, geblendet und ermüdet von den grauweißen Wegen und den hellen Tönen der Gebäude und auch von der unruhig dahinwogenden Menge der Menschen, ruht sich hier aus; die Gebäude des Mittelfeldes z. B. mit ihren hochgestimmten Farbentönen kommen erst durch die Gartenanlagen der Umgebung zu ihrer harmonischen Wirkung.

Doch läßt sich die Bedeutung dieser gärtnerischen Arbeiten nicht mit einem einzigen Augenschein feststellen. Mit